

Christa Bürger

*Mein Weg durch die
Literaturwissenschaft*

1968–1998

Wallstein

Christa Bürger
Mein Weg durch die Literaturwissenschaft
1968-1998

Christa Bürger
Mein Weg durch die
Literaturwissenschaft
1968-1998



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2019
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
ISBN (Print) 978-3-8353-3509-7
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4375-7

Inhalt

1. Der Anlaß	9
2. Die Flad	10
3. Textimmanenz	15
4. Ideologiekritik	24
5. »Pompes funèbres«	32
6. Mai 1968	40
7. <i>Bambule</i>	49
8. Ausblendung: <i>la condition féminine</i>	55
9. Repressive Entsublimierung	60
10. Hochschulreform	65
11. Vermittlung	72
12. Adorno	88
13. Deutschunterricht	97
14. Sage und Märchen	107
15. »Die rote Bürger«	113
16. Literatur und Geschichte	119
17. Projekt kritische Literaturwissenschaft	142

18. Formalismus	152
19. <i>Manon Lescaut</i>	159
20. Fachbereich IO	162
21. Institution Kunst/Literatur	170
22. Reisen	193
23. Goethe	200
24. Dichotomie	221
25. Verunsicherung und Wiederholung	240
26. »Dilettantism der Weiber«	256
27. Bettina/Bettine	267
28. Das Denken des Lebens	273

Nachwort

Die Welt bewohnen – und Haltung bewahren <i>von Dorion Weickmann</i>	291
---	-----

Anhang

Anmerkungen	295
Abbildungen	315

MEIN WEG DURCH DIE
LITERATURWISSENSCHAFT

Für Peter

»Ein Teil von Dir ist allem beigemischt ...«

1. Der Anlaß

Ohne die Begegnung mit Christa Sengespeick hätte ich dieses Buch nicht geschrieben. Sie war Anfang der neunziger Jahre in meinen Seminaren aufgetaucht, eine eher verschlossene Fremde, die aber, sobald sie sprach, eine ungewöhnliche Intensität erkennen ließ. Christa Sengespeick war, wie ich bald erfuhr, während der 80er Jahre Pastorin an der Auferstehungskirche in Ost-Berlin gewesen, dem Versammlungsort der »Frauen für den Frieden«. Mit ihrer kurz vor der Wende erfolgten Übersiedlung nach Frankfurt hatte sie ein Stück ihres Lebens zurückgelassen und fürchtete, daß es ihr mit der Zeit entgleiten könnte. Sie ging in der ihr fremden Stadt umher mit dem zunächst noch unbestimmten Wunsch, der Zeugin zu begegnen, auf die sie die Wirklichkeit ihrer Erzählung würde gründen können. Erzählt hat sie mir dann die Geschichte eines weiblichen Widerstands, deren Protagonistinnen sich nicht als Heldinnen oder Märtyrerinnen gefühlt haben, die vielmehr *nur* leben wollten, in der vollen Bedeutung dieses Wortes. Christa Sengespeick hatte nur »das ganz Normale tun« wollen;¹ aber in ihrer viele Ordner füllenden Stasiakte erscheint sie als Leiterin einer »Gruppierung kirchlich-negativer Kreise«, gegen die eine »politisch-operative Bearbeitung« angeordnet worden war.

Nun gibt es lebensgeschichtliche Konstellationen, die etwas auslösen, was nicht vorauszusehen war. Als hätte in der Identität unserer Namen eine geheime und also allererst noch zu benennende Verwandtschaft sich ausdrücken wollen, drängte die Freundin auf Gegenseitigkeit. Ich sollte von mir erzählen. Aber ich war darauf nicht vorbereitet. Zu mächtig war in mir noch das Tabu, das die Wissenschaft in jedem aufrichtet, der sich ernsthaft auf sie einläßt: das Verbot, im eigenen Namen zu sprechen.² Es wurde mir mit einem Male klar, in welchem Maß auch ich dieses Tabu befolgt, wie viele Jahre ich das Pronomen der ersten Person unterdrückt hatte. Gewohnt, damit nur die austauschbare Instanz eines wissenschaftlichen Diskurses zu bezeichnen, hatte ich verlernt, nach dem Ich zu fragen, das sich in der grammatischen Form verbarg, das schreibend und lehrend in die Geschichte seines Fachs verwickelt war. Aber als

ich mich im Sommersemester 1998 von der Universität verabschieden wollte, wußte ich, daß ich *jetzt* von mir selbst würde sprechen, daß ich die Methodengeschichte der Literaturwissenschaft als Geschichte meiner eigenen Erfahrung würde erzählen können. Denn, anders als in einer methodologischen Vorlesung üblich, wollte ich nicht rekonstruieren, sondern erzählend den Bedingungen nachgehen, unter denen ich gelernt, unterrichtet und geschrieben hatte. Den Studierenden, mit denen ich seit vielen Jahren über die Bedeutung der Geschlechterdifferenz für die Literatur und die Literaturwissenschaft gearbeitet hatte, wollte ich von den wissenschaftspolitischen Auseinandersetzungen der 70er Jahre erzählen und begreiflich zu machen versuchen, wie ich von der Ideologiekritik zu einer Schreibpraxis gefunden hatte, die einem jenseits der Grenzen der Literatur umherschweifenden Schreiben von Frauen nachgeht. Der Text, der so entstanden ist, verzichtet auf die Illusion eines Erzählkontinuums; er setzt sich aus Fragmenten zusammen.³

2. *Die Flad*

An das Kind, das ich gewesen sein muß, erinnere ich mich nicht gern. Es hat sich gegen das System der Verneinungen und Versagungen, unter denen es aufgewachsen ist, nicht gewehrt. Es hat sich gelangweilt. Seine Fragen, mit denen es sie durch die kleine Wohnung verfolgte, riefen in der Mutter eine nervöse Ungeduld hervor und jene gleichförmigen Verneinungssätze, die ich noch heute im Ohr habe. An die Unterrichtsformen in der Volksschule und den Stoff erinnere ich mich nicht, aber an den morgendlichen Appell im Hof, das Aufstellen nach der Größe. Das Kind, das ich gewesen sein muß, war immer die Kleinste ... Damals war das ein Makel; wie sehr ich darunter gelitten habe, weiß ich nicht mehr; aber ich erinnere mich an diesen Appell. Ich erinnere mich an die sadistischen Strafrituale meiner ersten Klassenlehrerin, vollzogen an anderen – und an meine Scham. Der Unterricht wurde häufig unterbrochen durch Bombenalarm; unter dem Heulen der Sirenen lief das Kind nach Haus. Der »Kinderlandverschickung« im Kriegs-

winter 1943/44 entging es, weil es Verwandte auf dem Land hatte; es überstand ihn auf einem Bauernhof in der Rhön. Es lief, eine Stunde hin, eine zurück, bei Regen und Schnee, mit einem riesigen bunten Tuch, das ihm »die Aller« um Kopf und Schultern gebunden hatte, zur Schule in den Nachbarort, eine zweiklassige Volksschule mit einer energischen Lehrerin und einem gebrechlichen alten Lehrer. Da es nichts zu lernen gab, hat es angefangen, in den Tag hinein zu träumen. Es saß in seiner Bank und sah zum Fenster hinaus, es beteiligte sich vage am Unterricht, aber es war nicht dabei. Wenn ich mir Mühe gebe, sehe ich das heruntergekommene Klassenzimmer, aber ich habe keine Erinnerung an die Tagträumerieen eines kleinen Mädchens im Exil. Es wollte Lehrerin werden; aber weil auf diesem Bildungsweg in seiner Familie ihm niemand vorangegangen war, hat es durch Schulwechsel und Umwege Jahre verloren. – Das Abitur habe ich erst 1956 machen können.

Der Schülerin, die ich gewesen sein muß, war die Voraussetzungsllosigkeit, mit der sie das Gymnasium betrat, schmerzlich bewußt. Ihre Aufnahme in die »Höhere Schule« hat sie als einen Schritt ins Freie erlebt, freilich nicht ohne eine Beimischung von etwas wie Schuld; sie war, in einem umfassenden Sinne, denen etwas schuldig, die sie zurückließ. So wenig selbstverständlich war es für sie, den Zugang zum Wissen gefunden zu haben, daß in ihre Lernbereitschaft kein Zweifel an der Bedeutung der Unterrichtsstoffe hatte eindringen können.

In den Deutschstunden stellte sich nicht selten eine auf unbestimmte Weise feierliche Haltung ein, die mir damals natürlich nicht als Ausfluß Heideggerscher Kunstvorstellungen verdächtig war. Ein von Adorno im *Jargon der Eigentlichkeit* zitierter Satz von Bollnow (der mir viel später in der Referendarausbildung wieder begegnet ist) hat diese Stimmung sofort wieder hervorgerufen: »Darum scheint es mir besonders bedeutsam, daß sich in der Dichtung [...] nach all den Erfahrungen des Schreckens ein neues Gefühl der Seinsbejahung abzuzeichnen beginnt, eine freudige und dankbare Zustimmung zum eigenen Dasein des Menschen«. ¹ Im »dialektischen Besinnungsaufsatz« haben wir vermutlich dieses Gefühl eingeübt: wir waren ja in

der Tat noch einmal davongekommen, die Schrecken des Krieges lagen hinter uns. Wir erörterten zwei einander widersprechende Standpunkte; wir zeigten, daß die Wahrheit in der Mitte liegt und merkten nicht, daß im Thema die Lösung bereits vorgegeben war. »Hat die Kunst gesellschaftlichen Aufgaben zu dienen, oder trägt sie ihren Zweck in sich selbst?«

Wir haben keine Fragen gestellt. Ich weiß nicht einmal, ob wir welche hatten. Wir hatten – das weiß ich – »die Erfahrungen des Schreckens« gründlich vergessen. Wenn ich mich an das zerstörte Frankfurt zu erinnern versuche, an den Schulweg vom Hauptbahnhof zur Senckenberganlage, so stellen sich, noch heute, keine Bilder ein. Unsere Lehrer waren fast ausnahmslos Krüppel – eigentümlicherweise sehe ich die noch vor mir. Aber wir haben uns nicht nach ihren Erfahrungen erkundigt. Es ist uns der Gedanke nicht gekommen, daß sie vielleicht noch mehr Schrecken verbreitet als erlitten haben könnten.

Würde ich eine Autobiographie schreiben, könnte ich jetzt eine Bildergalerie ausmalen mit den Portraits der Lehrerinnen und Lehrer, die mir im Verlauf meiner Schulzeit begegnet sind, zumal sehr plastische Gestalten darunter gewesen sind. Fräulein Dr. Anders: sehr groß, sehr schlank, immer in Schwarz, weißer kleiner Spitzenkragen eng am Hals, mit einer altertümlichen Brosche geschlossen, silbergraues Haar, wellig, hinten zu einem großen lockeren Knoten geschlungen, zwei schmale Goldringe an linken Ringfinger zum Andenken an den Verlobten, der im Ersten Weltkrieg gefallen war. Sie gab Englisch und deklamierte Shakespeare mit einem harten Oxfordakzent. Wir haben bei ihr den ganzen *Herrig/Förster* durchbuchstabiert, von Chaucer bis Eliot.² Auf der Universität erst habe ich begriffen, daß die Stunden bei Fräulein Dr. Anders mehr gewesen waren als Fremdsprachenunterricht, nämlich eine Einführung in die Geschichte der englischen Literatur, wie sie *so* auch damals schon im Grundstudium selten zu werden begann.

Von einer Lehrerin muß ich aber erzählen, von Ruth Flad, Fräulein Dr. Flad. Denn ich habe eine mit den Jahren immer stärker empfundene Dankeschuld abzutragen. Von der ersten Stunde an war mir klar, daß sich in meinem Schülerinnenleben



etwas verändert hatte. Diese eigentümlich körperlos wirkende, wie absichtsvoll nachlässig gekleidete Frau mit verschiedenfarbenen Augen, graugrün, graublau, in einem beängstigend schmalen Gesicht, war für die meisten entrückt in eine Aura der Unnahbarkeit, aber zwang andere sofort und bedingungslos dazu, sich zu entscheiden (nicht für sie oder gegen sie, sondern) für eine Haltung dem Wissen gegenüber. Es war zu spüren, daß diese Wahl etwas zu tun hatte mit Entsagung. Sie muß 1901 oder 1903 geboren sein, hat also als eine der ersten Frauen in Deutschland promoviert, mit einer, wie man heute sagen würde, publikumssoziologischen Studie über den *Begriff der öffentlichen Meinung bei Stein, Arndt, Humboldt* (Berlin/Leipzig 1929). Soziologische Fragestellungen waren in der Geschichtswissenschaft der 20er und 30er Jahre noch durchaus unüblich; die Flad hatte also bereits mit der Wahl ihres Gegenstandes und ihrer Methode eine ganz ungewöhnliche Selbständigkeit bewiesen. Und als ich das übrigens offenbar häufig ausgeliehene Exemplar dieser Arbeit aus der Universitätsbibliothek in der Hand hielt, fiel mir der *Strukturwandel der Öffentlichkeit* ein und daß ich im Register des Buches von Habermas auf den Namen Ruth Flad gestoßen war. Flads Buch, das wußte ich jetzt, hatte den Rang einer Habi-

litation. Warum, habe ich mich, wie schon damals in der Schule gelegentlich, gefragt, warum ist diese Frau, die mit 26 ein solches Buch schreiben konnte, die auf eine so selbstverständliche Weise Begriffsanalyse und historisch-soziologische Fragestellung (nach den »Trägern« der öffentlichen Meinung) miteinander verknüpfen konnte, nicht Hochschullehrerin geworden? Wieder habe ich es bedauert, daß sie mit Auskünften über ihr eigenes Leben so zurückhaltend gewesen ist. Während ich las, hörte ich wieder ihre ein wenig zu helle Stimme und fand in ihrer Schrift den Gestus ihrer Rede wieder: ihre fast ein wenig zu unnachgiebige Rationalität.

Sie war nicht beliebt, eher das Gegenteil; sie galt als anspruchsvoll und streng. Und sie hatte in der Tat eine bisweilen schneidende Art, Beiträge von Schülerinnen zu überhören oder auseinanderzunehmen. Aber sie war immer ganz da und ganz bei der Sache, und da sie auch Historikerin war, unterrichtete sie Literatur als Geschichte, vom Nibelungenlied bis Brecht, den sie nicht mochte (überhaupt hatte sie keine Angst vor entschiedenen Werturteilen). Sie konnte auf eine großzügige Weise anerkennen, aber auch hart in der Ablehnung sein. Es zeichnete sie ein eigenartiges Gemisch von Rationalität (in der Analyse) und Leidenschaft (im Interesse an der Sache) aus, das ihre Faszination für Nietzsche und Benn erklärt oder ihre Verehrung für den Aufklärer und Menschen Lessing. Heine war ihr wohl von allen deutschen Schriftstellern der nächste. Diese Vorliebe erscheint mir noch heute umso erstaunlicher, als in den großen Entwürfen zur Ästhetik der Moderne sein Name fehlt, so sehr auch die an den Widersprüchen der Gesellschaft leidende, die gebrochene Subjektivität, die in den Texten Heines zum Ausdruck kommt, als das Bewußtsein der Moderne schlechthin hätte gelten müssen.

Vielleicht ist in den Stunden, in denen es um Heine ging, mein Mißtrauen in das, was wir später als Institution Kunst zu fassen und zu kritisieren versucht haben, geweckt worden. Wer die Flad einmal ein Heinegedicht hatte vortragen hören, konnte in der Tat unmöglich mehr Dichter und Dichtung anders als in Anführungszeichen setzen.

Nur einmal noch möcht' ich dich sehen,
Und sinken vor dir aufs Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
Madame, ich liebe Sie!

Die Flad hatte auch zur Liebe ihre eigene Einstellung, die mit der Heineschen Ironie zusammenstimmte. Und dergleichen Gedichte trug sie selber vor, mit ihrer ein wenig zu hellen Stimme, mit dem ihr eigenen spöttischen Tonfall, der jede Gefühlsregung sofort unter Sentimentalitätsverdacht stellte.

Es muß Mitte der 70er Jahre gewesen sein, als die Flad uns in unserem Bremer Haus besuchte, damals schon sehr sehbehindert. Am Fenster stehend, am Licht, nach einem raschen Blick in den Garten, wendet sie sich zu uns zurück: »ätsch: bürgerlich«, sagt sie – und es war noch immer diese junge Stimme und dieser spöttische Tonfall. Aber er hatte gar nichts Schneidendes diesmal. Wieder Jahre später, als sie nahezu blind war und darüber klagte, daß sie sich vorlesen lassen müsse und im übrigen auf Rundfunksendungen angewiesen sei, habe ich für sie das Hofmannsthalkapitel aus der *Prosa der Moderne* auf Band gesprochen. Aber bevor ich es ihr schicken konnte, kam die Todesanzeige. – Ich habe dieses Zuspätgekommen sein lange als Stachel in mir gehabt; ich hatte etwas nicht zurückerstatten können, was ich schuldig war. – Denn wenn in der Schülerin, die ich gewesen sein muß, ein Selbstbild hat entstehen können, so weil die Flad sie von der ersten Stunde an anerkannt hat.

3. *Textimmanenz*

Als aus der Schülerin der Flad eine Studentin der Germanistik geworden war, wird sie eingeholt von dem Jargon, von dem sie im Deutschunterricht der Oberstufe verschont geblieben war. Sie hat sehr bald das unbehagliche Gefühl, daß ihr etwas vorenthalten wird, weil sie nicht nachvollziehen kann, wie die Interpretationsergebnisse, die in den Seminaren zusammengetragen werden, zustandekommen; aber sie vermag ihr Unbehagen nicht zu benennen. Als die Forderung

nach Methodenreflexion aufkam, war ich schon längst Studienrätin.

Meine Semesterarbeiten, die ich größtenteils aufbewahrt habe, sagen wenig aus über die Studentin, die ich gewesen sein muß. In den teilweise schon kaum mehr lesbaren Typoskripten blätternd, habe ich mir gesagt: brav (oder war es die Stimme der Flad, die ich hörte?), nicht ganz ohne feuilletonistischen Ehrgeiz, aber so schrieb man eben damals. Die Forschungsliteratur scheint umfassend eingearbeitet; es wird, was allerdings damals nicht allgemein üblich war, eine Aufgabenstellung formuliert, und die Verfasserin ist sichtlich um eine perspektivische Darstellung bemüht. Sie scheint sich, um einigermaßen abgesicherte Aussagen machen zu können, auf die formale Analyse zurückgezogen zu haben; aber auch bei ihr tauchen hin und wieder die Begriffe auf, die in den Seminaren von Josef Kunz im Schwange waren: das Absolute, das Bedingte oder das Endliche und der Konflikt, in den sie miteinander geraten, die metaphysischen Grundformeln des Tragischen eben. Die längst vergilbten Seiten meiner alten Hausarbeiten verraten nichts über ein Ich, das sich, vielleicht, schreibend einen eigenen Ort sucht in der literarischen Tradition; es spricht eine unpersönliche Instanz, die sich bisweilen auch der ersten Person bedient. Nur die auffällige Glätte der Schreibweise läßt ahnen, daß die Schreibende etwas vermißt haben muß; einen Hinweis gibt aber auch die Wahl des Studienschwerpunkts, die sie getroffen hat. Die Literatur des Mittelalters schien vor textimmanenten Vereinnahmungen gefeit. In den Seminaren über Goethe, Hölderlin oder Rilke, wo die Texte nicht interpretiert, sondern zelebriert wurden, fühlte man sich nicht selten ausgeschlossen, als gäbe es da eine unsichtbare Scheidelinie. Um in den inneren Zirkel zu gelangen, mußte man den Glauben haben. Wenn man sich dagegen mit Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg oder Wolfram von Eschenbach beschäftigen wollte, so wußte man, daß man sich erst einmal die sprachlichen Voraussetzungen zum Verständnis verschaffen mußte. Über den Zugang zum Text entschied die Arbeit. So hatte man das Gefühl, auf wissenschaftlich solidem Grund zu gehen.

An meiner Seminararbeit über die Gestalt der Kriemhilt im

Nibelungenlied kann man exemplarisch den für die Literaturwissenschaft der 50er Jahre konstitutiven Mangel ablesen: den Verzicht auf Methodenreflexion. Denn meine »Gestaltanalyse« stellt ein ziemlich krauses Diskursgemisch dar, ohne das Problem der Vereinbarkeit, das in unseren späteren methodenkritischen Arbeiten eine zentrale Stelle einnimmt, irgend zu bedenken. So stehen die Kategorien einer dem christlichen Ordogedanken verpflichteten Mittelalterrezeption neben solchen einer mit psychologischen Begriffen durchsetzten Metaphysik der Tragödie:

Im Streit der Königinnen wird Kriemhilt einer ersten Probe unterworfen: sie unterliegt, und es zeigt sich, daß ihre höfische Zucht, von oben nicht gnadenhaft gestärkt, nur äußere Form ist über sonst unbewältigten Seelengründen. [...]

In der neuen Prüfung, der durch Leid, versagt sie ganz, vielleicht u. a. deshalb, weil es ihr nicht in den Sinn kommt, dies Leid als gottgesandte Prüfung aufzufassen. Wie ohnmächtig die natural-ethischen Kräfte in ihr sind, die Gefühle der Tiefe zu beherrschen, haben wir gesehen. Da sie einen Gott der Liebe und Gnade nicht fühlt, Trost aus der Transzendenz ihr versagt ist, ist sie in grenzenloser Einsamkeit diesem Leid ausgeliefert, zu innerer Überwindung nicht gerüstet und auch nicht bereit. Wenn sonst in der Dichtung der Gotik Leid die Helden läutert, so wird Kriemhilt vom Leid überwältigt. In ihr erzeugt Leid *tristitia*. Und *tristitia* ist die neue Gestalt von Kriemhilt's *triuwe*. Der Weg der Helden im höfischen Roman bedeutet Aufstieg, endet im Licht, der Kriemhilt's bedeutet Abstieg in immer gnadenlosere Abgründe gottferner Dämonie [...].

Die Vision des Nibelungen-Dichters deckt die Gegenseite der gotischen Welt auf: Liebe, Haß gebärend [...] Wo die Gott-Mensch-Einheit verloren ist, greift Zerstörung um sich. An die Stelle der *diemüete* treten *höher muot* und *übermüete*, äußere *milte* tritt an die der *erbermde*, dämonische Getriebenheit an die der *mâze*. Am Ende stehen Selbstgesetzlichkeit, Leid, Verzweiflung und Dunkel, wo die Gotik *religio dei*, Freude, Gnade und Licht schaute.

Die Studentin, deren Name über dieser Hausarbeit steht: Christa Müller, konnte mit einer sehr guten Bewertung rechnen. Sie brauchte sich um die Dialektik von Aktualität und Geschichtlichkeit nicht zu kümmern. Denn die Grundbegriffe der Hermeneutik waren in den Veranstaltungen, die sie besuchte, ebensowenig vorgekommen wie die Namen von Auerbach, Benjamin, Hauser, Lukács ... Ließ sie sich überzeugen, daß sie »Begabung« besaß für die Wissenschaft, die sie studierte? – Die Arbeit ist im Sommersemester 1959 geschrieben. Jetzt, auf einmal, während ich mir darüber klarzuwerden versuchte, wie sie vor 40 Jahren mit der unheimlichsten Gestalt des Nibelungenliedes umgegangen war, verspürte ich Lust, mir das deutsche Epos noch einmal vorzunehmen, um nachzusehen, ob Kriemhilt sich nicht als eine furchtbar große Verkörperung weiblicher Transgression verstehen ließe. Die Studentin, die das alte Lied im Licht des christlichen Erlösungsgedenkens gelesen hatte, war mir auf einmal sehr fremd. War sie es wirklich? Steckte nicht, noch ganz und gar unentfaltet, in ihrer Kriemhiltinterpretation ein Motiv, das mir erst durch meine Virginia Woolf-Lektüre deutlich geworden ist: der Verzicht auf Transzendenz? Und wenn ich damals, im Sommersemester 1959, schrieb, Kriemhilt sei, im Unterschied zur Todesbesessenheit der männlichen Gestalten, auf die Erhaltung ihres Lebens bedacht gewesen, »um die Vernichtung auszukosten, die sie der ganzen Welt bereiten möchte«, so war mir nicht bewußt, eine wie radikale Formulierung ich dem Gedanken der Immanenz gegeben hatte.

Vergebens habe ich, in wiederholten Ansätzen, versucht, meine Studienzeit aus der Innensicht darzustellen; es wollte mir nicht gelingen. Ich vermag diese Zeit nicht anders als aus der Perspektive der späten 60er Jahre zu vergegenwärtigen; diese Überlagerung der Zeiten wird Ihnen nicht entgangen sein.

Wer in einem germanistischen Seminar der 50er Jahre ein Gedicht zu interpretieren hatte, von dem war »keinerlei Bemühung des Gedankens oder des Gefühls« verlangt; er kam auch aus ohne »literaturhistorische oder biographische Vorkenntnisse«; er brauchte nicht einmal »zu wissen, wann und von wem

es gemacht« war. Denn ein Dichter »behelligt uns nicht mit seiner Person, seinen Gedanken, Gefühlen oder Erlebnissen«. Sein Gedicht oder vielmehr sein »Lied singt von selber, es singt sich selber, es singt von sich selber. Und damit ist nichts gesagt, als daß es reine lyrische Substanz ist ohne fremde Trübung«. ¹ Wer in den 50er Jahren in einem literaturwissenschaftlichen Seminar saß, der brauchte sich um die Wirklichkeit, in der sich »der Wiederaufbau« vollzog, und um die Geschichte, die 1945 zuende gegangen war, nicht zu kümmern. Die Dichter waren die »Bewahrer des Unvergänglichen«, die »nach den zeitlichen Dingen« nicht gefragt sein wollten. ² Im Bannkreis der Textimmanenz galt die Trennung von Kunst und Leben unbedingt – wie in Schillers programmatischem Gedicht von 1795, *Das Ideal und das Leben*: »Aber in den heitern Regionen, / Wo die reinen Formen wohnen, / Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr« ... Seit langem schon bin ich mir darüber im klaren, daß der polemische Tonfall der Rilke-Interpretation, die ich 1971 auf einer Tagung der Bremer Landeszentrale für politische Bildung vorgetragen habe, sich aus dem Bedürfnis erklärt, mit meinen Universitätslehrern abzurechnen. Ich habe mich für die Zumutung gerächt, mich in eine leere Rede einzuschwingen, die immerfort Tiefe suggerierte.

Die Textimmanenz war keine Interpretationsmethode, sie war – aber das haben wir erst im Zuge der Studentenbewegung, rückwirkend, begriffen – ein System der Abwehr und Neutralisierung von Realität. Wir kannten die Sätze nicht, die fünfzehn Jahre später in Seminaren über die Geschichte unseres Fachs zum Gegenstand einer kollektiven Entrüstung wurden. Mit einer schwer zu beschreibenden Empfindung von Bestürzung und nachholendem Schreck lasen wir: Hermann August Korffs *Forderung des Tages* von 1933 zum Beispiel.

Die Entscheidung ist gefallen, unser Schicksal hat sich enthüllt, die Nacht ist von uns gewichen, und wie wir uns in der Helle umsehen, wissen wir: eine neue Epoche der deutschen Geschichte ist angebrochen – und uns ist die Gnade zuteil geworden, dabei zu sein. [...] Von diesem Zeitalter empfängt auch die Deutschkunde einen vertieften Sinn und eine er-

höhte Bedeutung. [...] sie ist *Politik* [...]: historische Besinnung auf unser wahres Selbst, auf die Kräfte unseres Selbst und auf die Gefahren, die es bedrohen und denen wir mehr als einmal erlegen sind. [...]: nicht *wertfreie* Wissenschaft, sondern Wissenschaft, die all ihr *objektives Wissen* in den Dienst einer *subjektiven Wertung* stellt, aber einer Wertung, deren Wertmaßstäbe aus dem völkisch organisierten Leben stammen.³

Wir erschranken vor diesem entschlossenen Willen zur Indienstnahme der Tradition, der vor Geschichtsfälschungen und Textentstellungen nicht einmal dort haltmachte, wo es um so berühmte Zitate wie jenes Goethesche Diktum auf dem Schlachtfeld von Valmy ging, das der französischen Revolution doch gerade die Bedeutung eines universalhistorischen Ereignisses zuwies.

Aber während ich die Sätze abschrieb, mit denen ein auf seine Weise furchtbarer Germanist seine Studenten auf die neue deutsche Bewegung hatte einschwören wollen, während ich die Kluft zu ermessen versuchte, die den Autor des Begriffs Weltliteratur von den Lehren eines Weltanschauungsfachs Deutschkunde trennte, kam mir auf einmal zum Bewußtsein, wie weit wir uns erneut von unserer eigenen Geschichte entfernt haben, von der Zeit, wo wir unsere Professoren nach der ihren hätten fragen müssen, und von der Zeit, wo wir sie ihnen, mit großer Verspätung und mit einer vielleicht aus dieser Verspätung sich erklärenden Unduldsamkeit vorgehalten haben. Und ich machte mir klar, wie lautlos mit der Methodenreflexion auch die Geschichte der Germanistik wieder aus dem akademischen Fragehorizont verschwunden ist, die Geschichte ihrer politischen Verstrickung, ihres kollektiven Schweigens wie die ihrer Verwerfung durch die Nachgeborenen, die Geschichte unserer Kritik am System Textimmanenz.

Ich versuche mich in die Gefühlslage zurückzusetzen, aus der unsere Kritik hervorgegangen ist. Wie läßt es sich erklären, daß gerade Emil Staiger uns als die Verkörperung jenes Systems erschienen ist? Obwohl wir nicht leugnen konnten, daß sich gegen manche seiner *Textbeschreibungen* nichts einwenden

ließ? Gewiß, der ideologiekritische Gestus, der unser Reden und Schreiben bestimmte, brachte uns, in jenem Zeitalter des Verdachts, gelegentlich in Gefahr, Person und Methoden zu verwechseln. Aber von Emil Staiger wußten wir lange Zeit nichts, es war seine Haltung gegenüber der Literatur, die unsere Kritik herausforderte, diese unerträgliche Weise, vom »Dichter« und von der »Dichtung« zu sprechen; denn wir hörten ihn sprechen, während wir ihn doch nur lasen: »Denken und Singen vertragen sich nicht«. »*Lyrisches Dichten* aber ist jenes an sich unmögliche Sprechen der Seele, das nicht ›beim Wort genommen‹ sein will.« »Ein Rest des paradiesischen Daseins scheint im Lyrischen bewahrt. Dieser Rest ist die Musik, die Sprache ohne Worte, die auch mit Worten angestimmt werden kann.« »Der Abend erklingt als Sprache von selber; der Dichter ›leistet‹ nichts.« »Die Deutung nimmt auseinander, was im Ursprung unbegreiflich eins ist. Auch kann sie das Rätsel nie ganz entschleiern.«⁴ Es war dieser selbstherrliche, verdeckt apologetische Tonfall, den wir auch bei Heidegger hörten, diese Verkehrung von Wissenschaft in Weltanschauung, die Heidegger und Staiger in wechselseitiger Anerkennung jeder auf seine Weise betrieben. Staiger zufolge dient die Literaturwissenschaft der »unvergänglichen humanistischen Wahrheit, daß nur alle Menschen zusammen Menschliches ganz zu erkennen vermögen«.⁵ Im Jargon Heideggers hörte sich das so an: »Lesen aber, was ist das anderes als sammeln: sich versammeln in der Sammlung auf das Ungesprochene im Gesprochenen?«⁶

Wir lasen *Die Kunst der Interpretation* und wußten, daß schon der Titel, so apodiktisch wie die berühmten Anfangssätze von Carl Schmitt, programmatisch verstanden werden wollte: Interpretieren war »recht eigentlich« (eine) Kunst, die sich nur den Eingeweihten erschließt.

Ich liebe [die Verse]; sie sprechen mich an; und im Vertrauen auf diese Begegnung wage ich es, sie zu interpretieren.

Es ist mir klar, daß ein solches Geständnis im Raum der Wissenschaft Anstoß erregt. Das allersubjektivste Gefühl gilt als Basis der wissenschaftlichen Arbeit! [...] Beruht unsere Wissenschaft auf dem Gefühl, dem unmittelbaren

Sinn für Dichtung, so heißt das fürs erste: nicht jeder Beliebige kann Literaturhistoriker sein. Begabung wird erfordert, außer der wissenschaftlichen Fähigkeit ein reiches und empfängliches Herz, ein Gemüt mit vielen Saiten, das auf die verschiedensten Töne anspricht. [...] Es wird verlangt, daß jeder Gelehrte zugleich ein inniger Liebhaber sei, daß er mit schlichter Liebe beginne und Ehrfurcht all sein Tun begleite. Dann wird er sich keine Taktlosigkeiten mehr zuschulden kommen lassen. [...] Das Kriterium des Gefühls wird auch das Kriterium der Wissenschaftlichkeit sein.⁷

Wir lasen das und dachten dabei an das Scheitern eines jüngeren Freundes, dem der Professor, bei dem er promovieren wollte, nur eine einzige Arbeitsanweisung gegeben hatte: er solle den Text, den er sich ausgesucht hatte, lesen und wieder lesen und dann nochmals lesen. Die Geschichte, die ich erzählen könnte, ist sehr banal, und Sie ahnen, wie sie läuft: unser Freund saß vor seinem Text und wartete auf die Inspiration; als die nicht kam, mußte er sich eingestehen, daß ihm »der unmittelbare Sinn für die Dichtung« abging. »Nicht jeder Beliebige ...« Spukte ihm diese Rede im Kopf, als er, buchstäblich, in ein Auto lief? Er hat Glück gehabt; er hat von dem Unfall nur ein paar blaue Flecken davongetragen. Aber er hat in der Literaturwissenschaft seinen Ort nicht finden können, weder in der traditionellen noch in der kritischen.

Wir lasen das und wunderten uns über einen Diskurs, der so tat, als ob er hier und jetzt entsprang, über einen Literaturwissenschaftler, der suggerierte, daß mit ihm die Geschichte der Literatur als Wissenschaft allererst begann. Über die Hartnäckigkeit eines Vorurteils, das die Tradition der Aufklärung um die Dimension des Gefühls verkürzte. Denn »die begriffliche Formulierung einer auf dem Kunsterlebnis beruhenden Ästhetik« war eine der epochemachenden Neuerungen der französischen Frühaufklärung, die die Instanz des Urteilens über ästhetische Gegenstände in das *sentiment*, ins Gefühl, verlegt hatte. Freilich war das eine Konzeption, in der sich der Gleichheitsgedanke des 18. Jahrhunderts ausdrückte, der Glaube an »die allgemein menschliche Fähigkeit, sich rühren

zu lassen«, ⁸ während Staigers antirationalistische Lehre zwischen »Banausen« und »Liebhabern« unterschied und sich offen elitär gab.

Die Kunst der Interpretation schien uns, gemessen am Stand der literaturwissenschaftlichen Theorieentwicklung, rückständig, das verspätete Echo populärästhetischer Diskurse des frühen 19. Jahrhunderts. Und das Bekenntnis zur Subjektivität als »Kriterium der Wissenschaftlichkeit« nahmen wir Staiger nicht ab. Dieses »allersubjektivste Gefühl« war nur eine angelernte Haltung, die sich als Subjektivität ausgab. – Jetzt, beim Wiederlesen, ist mir auch der überdeutliche erotische Subtext aufgefallen, diese abgeschmackte Rede vom Gelehrten als Liebhaber und diese ganze furchtbar deutsche Gemütlichkeit.

Interpretation als Kunst – das war für uns ein bereits abgelebtes, wiewohl noch immer einflußreiches literaturwissenschaftliches Paradigma, gerade aufgrund der darin verborgenen Voraussetzungen, die sich, als nicht bewußte, der Frage nach ihrer Rechtfertigungsfähigkeit weitgehend entzogen: Einzigartigkeit und Wert des Werks. Erst diese Voraussetzungen begründen ja die Interpretationswürdigkeit des Werks.⁹

Daß Emil Staiger Mitte der 60er Jahre von seiner Vergangenheit eingeholt wurde, wunderte uns nicht; aber unsere Kritik bezog sich auf seine Interpretationspraxis, nicht auf seine Person. Freilich, das System Textimmanenz wurde durch den »Züricher Literaturstreit« als solches erkennbar. Staiger hatte, den Züricher Literaturpreis entgegennehmend, seine Dankrede zu einer Verdammung der Gegenwartsliteratur benutzt, deren Stil bis in die Wortwahl hinein an die nationalsozialistische Kulturpolitik erinnerte, wenn er das literarische Engagement als »eine Entartung jenes Willens zur Gemeinschaft, der Dichter vergangener Tage beseelte«, bezeichnete. Im Falle von Peter Weiss, dessen Auschwitz-Oratorium gerade uraufgeführt worden war, ging er dabei, ohne den Autor bei seinem Namen zu nennen, bis zur persönlichen Verunglimpfung, indem er ihm vorwarf, er habe, um einen Welterfolg zu erringen, »die ungeheure Macht des Scheußlichen auf das heutige Publikum einkalkuliert«. ¹⁰ Nach einem vergeblichen Versuch, ihn zu einer selbstkritischen Stellungnahme zu bewegen, sagte sich

Peter Szondi damals von seinem ehemaligen Lehrer los.¹¹ – Als vor ein paar Jahren Staigers Mitgliedschaft im »Gau Zürich« der Nationalen Front sowie seine Polemiken gegen deutsche Schriftsteller im Exil, vor allem gegen Thomas Mann, bekannt wurden, hat das keinerlei Reaktionen mehr ausgelöst.¹² Aber als ich jetzt auf ein paar Verse Schillers aus dem *Reich der Formen* gestoßen bin, fiel mir Emil Staiger wieder ein:

Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligtum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur ...

(Es werden nicht nur textimmanente Bedenken gewesen sein, die Schiller bewogen haben, für die endgültige Fassung auf die Strophe mit den zitierten Versen zu verzichten.)

4. Ideologiekritik

Es war selbstverständlich, daß ich das Staatsexamen so früh wie möglich machte; ich wollte noch immer Lehrerin werden, aber ich bin erst einmal als Lektorin an die Universität Lyon gegangen, dann mit Peter Bürger zunächst nach Bonn, später nach Bremen, nachdem er einen Ruf an die dort neu gegründete Reformuniversität erhalten hatte. Wir wären wahrscheinlich in Frankreich geblieben, hätte es dort berufliche Möglichkeiten für uns gegeben. Die Jahre in Lyon, 1961 bis 1963, waren gleichwohl wichtig für uns; der Gewinn, den wir zurückbrachten, war vielleicht nur ein Perspektivenwechsel. Als Studienrätin und als Hochschulassistent waren wir, in unterschiedlich abgesicherter Stellung, Teil einer Bildungsinstitution, des Gymnasiums und der Universität, aber wir fühlten uns irgendwie außerhalb und beobachteten aus kritischer Distanz, was vor sich ging. Mit diesem Gefühl, zugleich drinnen und draußen zu sein, war ich jetzt nicht mehr allein. Ich konnte dem anderen erzählen, wie es mir ergangen war, wie es einer »Neuen« ergeht, die sich im Lehrerzimmer fatalerweise auf den falschen Platz setzt. Ich komme da herein, setze mich

auf den ersten besten Stuhl und spüre sofort, daß ich irgend eine Ordnung gestört haben muß, denn alles sieht betreten an mir vorbei; es war der Platz einer Oberstudienrätin, den ich eingenommen hatte. Bei Adorno lernte ich damals gerade, dergleichen scheinbar belanglose Details als Ausdruck des gesellschaftlichen Ganzen zu verstehen.

Der Nationalsozialismus, schreibt Adorno in einem Essay *Philosophie und Lehrer*, lebt heute ja wohl überhaupt weniger darin nach, daß man noch an seine Doktrinen glaubte – wieweit das überhaupt je der Fall war, ist fraglich –, als in bestimmten formalen Beschaffenheiten des Denkens. Zu ihnen rechnet beflissene Anpassung ans je Geltende, zweiwertige Aufteilung nach Schafen und Böcken, Mangel an unmittelbaren, spontanen Beziehungen zu Menschen, Dingen, Ideen, zwanghafter Konventionalismus, Glaube an Bestehendes um jeden Preis. Derlei Denkstrukturen und Syndrome sind als solche, dem Inhalt nach, apolitisch. Aber ihr Überleben hat politische Implikationen.¹

Gemeinsam haben wir versucht, dieses Gefühl der Unzugehörigkeit, der Unangepaßtheit, unser Mißtrauen gegenüber Institutionen und institutionalisiertem Wissen positiv zu wenden, erkenntnisfördernde Impulse daraus zu gewinnen. Auf diesem Weg ist uns die Kritische Theorie entgegengekommen.

Der erste Anstoß zum Verständnis der historisch-gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die Vorstellung von einem abgehobenen Reich des Geistes entstanden war, jene Vorstellung, aus der sich das Selbstverständnis der Deutschlehrer und Hochschulgermanisten speiste, war aber doch wohl aus Frankreich gekommen. Wir waren früh auf die vergleichenden kultursoziologischen Vorlesungen gestoßen, die Robert Minder an der Sorbonne und am Collège de France gehalten hatte; eine deutsche Übersetzung war 1962 in der Insel-Bücherei erschienen. Sie behandelten ein Problem, das uns seit unserer Lyoner Zeit beschäftigte: der unterschiedliche Status des Intellektuellen, des Schriftstellers, in Deutschland und in Frankreich. Minder nun öffnete einen Zugang zur in-

neren Logik der kulturellen Prozesse, die dazu geführt hatten, daß in Frankreich das Engagement geradezu zum Begriff des *homme de lettres* gehörte, während sich in Deutschland die Künstler vor der gesellschaftlichen Verantwortung in ein »inneres Reich« zurückgezogen hatten. »In Deutschland«, lasen wir, »ist der Dichter, der Künstler in erster Linie Bürger einer anderen Welt; in Frankreich ist er in weit größerem Ausmaß »citoyen«, eingebürgert.«² Den Grund für diese Absonderung sieht Minder in der territorialen, politischen und kulturellen Zerrissenheit Deutschlands. Nicht Frankfurt oder Leipzig sind die Zentren der deutschen Kultur gewesen. »An einem abseitigen Fürstenhof, in Weimar, haben sich die Klassiker ihr inneres Reich zurechtgezimmert – ein sehr prekäres und gefährdetes, allen Mißverständnissen und Annexionen ausgesetztes Reich, ein sehr einmaliger Bund zwischen Adel und Bürgertum. [...] Anzuklagen wäre sinnlos. Klagen darf man über die Fülle der versäumten Möglichkeiten und sie zu verstehen suchen aus der grundverschiedenen sozialen, ökonomischen und politischen Struktur des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.« Zwar habe Goethe den »humanistisch-aufklärerischen Fortschrittsgedanken« in seine Dichtung integriert und dadurch die Weimarer Klassik zur Moderne hin geöffnet; doch habe es sich die Wissenschaft und die Schule bereits seit 1900 zur Hauptaufgabe gesetzt, »die Fäden zum bürgerlichen Freiheitsdenken des kosmopolitischen Jahrhunderts zu lösen«, die Französische Revolution und die marxistischen Gesellschaftsanalysen von vornherein als »größten Materialismus« abzutun, »die Würde des Sakralen hingegen den deutschen Dichtern und Denkern [zu verleihen], die allein über alle trennende, lebenshemmende Vernunft hinaus zu den Urquellen des Seins vorgedrungen seien«.³

Gegen diese Tendenz nun richtete sich meine ideologiekritische Rilke-Interpretation von 1971. Ich hatte mir einen der hochkanonisierten Texte des Autors vorgenommen, die erste der *Duineser Elegien*.

Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel
Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme

einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmätzt, uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich. [...]

Die eigene Faszination gegenüber einer wie von jeher vertrauten Rede niederhaltend, suchte ich mich zu wehren gegen einen Anspruch, dem ich entsprechen sollte, gegen diese Entwirklichung der Welt zu einem von beweglichen Deutungen durchfluteten Innenraum, die Belehnung der Dinge mit unbestimmt lockenden Bedeutungen, die Beschwörung eines namenlosen Heiligen und der Kunst als Stifterin von Sinn. Aber ich wehrte mich vielleicht noch heftiger gegen das unendliche Gemurmel der Interpreten, die sich die Rilke-Auslegung von Heidegger zu eigen gemacht hatten. Anfang der 70er Jahre konnte man bereits mit der grammatischen Analyse eines Gedichts, das man gewohnt war, wie einen heiligen Text gedeutet zu finden, Anstoß erregen; meine ideologiekritische Interpretation ist noch zehn Jahre später als Provokation empfunden worden.⁴

Die Duineser Elegien sind zwischen 1912 und 1922 entstanden, also in der Zeit um den Ersten Weltkrieg. Meine erkenntnisleitende Frage war die nach der historisch-gesellschaftlichen Funktion der Elegie. Weil ich aber methodisch reflektiert vorgehen und nur nachprüfbar Aussagen machen wollte, brauchte ich die grammatische Analyse.

Ein Gedicht, das den Anspruch erhebt, Gedankenlyrik zu sein, muß einer doppelten Analyse standhalten können: der der Aussageinhalte und der der Aussageform. Um Einwänden vorzubeugen, sei gesagt, daß eine exakte und dem gegenwärtigen Stand der Forschung gewachsene Interpretationsmethode die traditionelle und seit langem geschmähte Unterscheidung von Inhalt und Form nicht dadurch überwinden kann, daß sie diese Unterscheidung verwischt oder leugnet, sondern einzig, indem sie die Dialektik beider untersucht.⁵

Die auf diesen offenbar mit großer Bestimmtheit formulierten Eingang folgende Analyse greift die von Noam Chomsky getroffene Unterscheidung zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur (stark vereinfachend übersetzt: zwischen grammatischer bzw. phonetischer und semantischer Ebene) auf, um den wissenschaftlichen Nachweis dafür zu erbringen, daß der von der Elegie ausgehende Eindruck gedanklicher Tiefe durch eine Reihe grammatischer Besonderheiten gewissermaßen erschlichen ist. Über die erstaunlich einfachen Grundpläne der einzelnen Sätze, behaupte ich, lagern sich sekundäre Strukturen, die deren Einfachheit verwischen. Gleich im ersten Vers der Elegie wird das faßbar, wo das sinntragende Element vorangestellt ist und phonetische Beziehungen die grammatische zur Bedeutungsstruktur aufladen: »Wer, wenn ich schrie ...«. Im einzelnen gehe ich dann die Interpunktion, das Zeitgefüge des Rilke-Textes durch, um die auffällig häufigen Abweichungen von der grammatischen Norm aufzuspüren, die ich als Indikatoren der Textintention dingfest zu machen suche. *Daß* und *aber* haben in der Elegie nicht die Funktion von Konjunktionen, die logische Verknüpfungen herstellen, sondern von Signalen. Sie verleihen dem Gedicht jenen pathetischen Gestus der Sinnfülle, von dem der Anspruch ausgeht, die bloße Anwesenheit der Dinge als bedeutsam zu erleben (Höre ... wie sonst nur Heilige / hörten: daß sie der riesige Ruf aufhob ...). Rilkes Verfahren wiesen für mich alle in dieselbe Richtung: die Erzeugung von Bedeutungstiefe, gegen die ich mich wehrte. Das ganze Gedicht war ja durchzogen von »geglätteten Wörtern« (diesen Ausdruck hatte ich mir von dem russischen Formalisten Tynjanow entlehnt). Der lexikalische Bereich solcher Wörter ist so extrem weit, daß das Einzelwort im Satz keine genau angebbare Bedeutung mehr hat; diese muß vielmehr mittels einer Kontextanalyse »herausgeschält« werden. »Es hob / sich eine Woge heran im Vergangenen, oder / da du vorüberkamst am geöffneten Fenster, / gab eine Geige sich hin. Das alles war Auftrag. / Aber bewältigtest du's?« Das Wort *Auftrag*, ohne Artikel, ohne bestimmtes Handlungssubjekt und -objekt, herausgehoben durch einen unvermittelten Tempuswechsel, war ein solches geglättetes Wort, meiner gram-

tischen Analyse zufolge das Bedeutungszentrum der Elegie. In dem Rilketext war mir »der Jargon der Eigentlichkeit« in seiner subtilsten Ausprägung entgegengetreten. Bei Adorno hatte ich seine Definition gefunden:

Was Jargon sei und was nicht, darüber entscheidet, ob das Wort in dem Tonfall geschrieben ist, im dem es sich als transzendent gegenüber der eigenen Bedeutung setzt; ob die einzelnen Worte aufgeladen werden auf Kosten von Satz, Urteil, Gedachtem. Demnach wäre der Charakter des Jargons überaus formal: er sorgt dafür, daß, was er möchte, in weitem Maß ohne Rücksicht auf den Inhalt der Worte gespürt und akzeptiert wird durch ihren Vortrag.⁶

Wenn die Leere in jene hinreißende Schwingung gerät, die Rilke am Schluß der Elegie besingt, wenn »der Held« seinen Untergang als »seine letzte Geburt« bejaht, fällt es schwer, nicht an die *Fünf Gesänge* zu denken, die den Weltkrieg als eine Zeit der »hohen Verwandlung« rühmen, »herrlich gefühlter Gefahr, heilig gemeinsam«, wo nun endlich auch ein Gott auftritt, ein »Schlacht-Gott« nämlich, also ein ganz und gar bestimmter, der Jünglingen, Müttern und Bräuten ihr Geschick zuteilt: »Der Schmerz hat auch seine Jubel«. ⁷ Rilkes Kriegsbegeisterung ist freilich nur von kurzer Dauer gewesen, und er hat sich zu seinem Irrtum schmerzlich bekannt.⁸

Ich versuche mir vorzustellen, wie ich mich gefühlt habe auf jener Deutschlehrtagung in Bremen, 1971. Tonangebend war das *Bremer Kollektiv*, ein Zusammenschluß linker Deutschlehrer, von denen einige zur APO gehörten, zur außerparlamentarischen Opposition. Von Heinz Ide, dem Initiator des *Bremer Kollektivs*, hieß es, er habe, ideologisch in die Enge getrieben durch seine Tochter, einen radikalen Einstellungswandel vollzogen; er hatte sich jedenfalls, als ich ihn kennenlernte, die Forderungen der Studentenbewegung zu eigen gemacht.⁹ Wenn er für einen demokratischen Deutschunterricht plädierte, so bedeutete das für ihn eine Rückkehr zur Tradition der Aufklärung, die aus der Schule der 50er und 60er Jahre verbannt gewesen war. Kants berühmte Definition: »Aufklärung